

OHNE TITEL

MICHA PURUCKER

»obwohl die worte fast alles leben in uns an sich ziehen, überdauert in uns ein stummer, entzogener, unangreifbarer teil« (bataille 1999: 28)

ist nicht zu befürchten, dass im rahmen seiner ›versprachlichung‹ ein sprachfernes phänomen dessen beraubt wird, was es ursächlich ausmacht? seiner sprachferne, seines dezidiert nichtsprachlichen charakters verlustig gegangen, stellt sich der eindruck ein, im grunde könnte der sachverhalt verlustfrei von einem medium ins andere übertragen werden und alles wäre im grunde nur ein verpackungsproblem.

dem ist nicht so!

man möge deshalb vorsichtig sein mit einem allzu beherzten übertrag sprachlicher modelle auf non-verbale kommunikation. man riskierte sonst womöglich, die besonderheiten der körper›sprachlichen‹ situation zu verpassen.

so gehört zuallererst anerkannt, dass wir es im körper›sprachlichen‹ mit einem gänzlich anderen bereich der kommunikation zu tun haben, einem bereich, der sich auf völlig andere empfindlichkeiten, völlig andere übertragungswege und völlig andere inhalte erstreckt als der verbale kommunikationsbereich.

auch wenn wir sprachgebräuchlich in beiden fällen von ›sprache‹ sprechen, sei doch festgehalten, dass die unterschiede zwischen den bereichen so gravierend sind, dass man eigentlich ein anderes wort für die non-verbale kommunikation bräuchte. bezeichnenderweise gibt es das in unserer sprache nicht.

auch sollten wir uns eingestehen, dass wir durchaus in der lage sind – auch jenseits oder diesseits – von sprachmodellen uns zu verständigen und dass wir dabei ebenso erfolgreich einsicht oder missverständnis

produzieren können wie bei sprachlichen äußerungen – nur meist sehr viel schneller.

und wir sollten anerkennen, dass im körpersprachlichen offensichtlich andere mechanismen am werk sind.

dieses andere ›betriebsmodell‹ unterläuft anscheinend unser bewusstsein und läßt uns als souveräne

sprachsubjekte gar nicht erst aufs spielfeld.

ist es ein generelles unbehagen an stummen, nichtsdestoweniger relevanten

vorgängen in uns und um uns herum, das uns zu einer begrifflichkeit zueflucht nehmen läßt, die ›körper(-)sprache‹

als vergleichbar dem austausch von sprachzeichen behandelt und sie damit eingliedert in ein system, das beherrschbar ist und von der souveränität der teilnehmer kündet?

das feld non-verbaler kommunikation ist primär – nicht nur entwicklungsgeschichtlich, sondern auch im alltag,

wo es auch den sprachlichen äußerungen zuvorkommt.

unsere fähigkeit zu leiblicher artikulation einerseits trifft auf ein extrem sensibles und aufmerksames

empfangssensorium andererseits.

so kommen **gesten** in allen abstufungen vor: von grobmotorik bis feinmotorik reicht die spanne, und auch

die vielfach höher bewertete sprachfähigkeit verdankt sich wohl einer ähnlich gearteten artikulations- und empfangs

fähigkeit.

im falle der stimme ist diese artikulation zwar kaum sichtbar, denn sie passiert zum großen teil im körperinneren.

aber im klang, im tonwert, in seinen non-verbale, para-verbale komponenten hat sprechen durchaus eine gestische qualität:

eine vielzahl informationen schlagen sich gerade in den non-verbale sprechkomponenten nieder und vermitteln uns

in allerfeinsten nuancen

einen ›sinn(-)gehalt, der mit dem eigentlich intendierten informationsaustausch nichts zu tun haben muss,

oft vielleicht nicht erwünscht ist, aber in jedem fall vom gegenüber als information aufgenommen wird – und zwar schlagartig und sofort.

im rahmen des sprachgebrauchs stossen wir auf die verwendung des wortes ›geste‹ immer dann, wenn wir aus dem andauernden bewegungsfluss, der um uns stattfindet und in dem wir treiben, abschnitte besonderer art und signifikanz meinen unterscheiden zu können und diese dann aus dem kontinuum herausschneiden.

eine geste ist nicht von bestand, sie ist eingebettet in ein bewegtes kontinuum und doch unterscheidet sie sich davon.
offensichtlich hat jede ›geste‹ eine ›form‹, einen anfang und ein ende, und es ist diese form, diese gestaltqualität, die sie im fluss der bewegungen als ein zeichenähnliches einzelereignis heraushebt.

wie kommt es zu diesem form-charakter(?) sollten die olympioniken in peking zum zeichen des protestes wirklich vereinzelt den weißen schal der tibeter hervorholen – wann hat diese ›geste‹ angefangen? in dem moment, wo die athleten das stadion betreten haben, beim aufstehen am morgen oder ... oder...?
trotzdem würden wir zweifelsfrei den entscheidenden moment und damit den gestischen gehalt erkennen.
das ist nicht selbstverständlich – denn der gleiche weiße schal in der u-bahn sich um den hals gelegt... nichts.

dass das gleiche verhalten in einem moment signifikanz entwickelt, die es in anderen momenten oder situationen nicht hat, spricht für eine gewisse unabhängigkeit des gestischen vom ausführenden und legt eigentlich das augenmerk auf die rolle des anwesenden beobachters.

denn zunächst ist jede geste eben nur verhalten.
das besondere aber ist, dass dieses verhalten unter bestimmten umständen von außenstehenden als äusserung gelesen wird.
ob oder wann etwas zu einem signifier wird oder nicht, ist bei gestischem vollzug und in seiner motorischen komponente zunächst anscheinend offen.

bei einem zeichen oder symbol wäre diese prinzipielle offenheit ein paradox. ein zeichen, das entweder etwas meint oder nicht, ist kein zeichen.

mit dem körper zeichen zu ›stellen‹ oder mit den fingern z.b. bestimmte handzeichen zu machen, das ist natürlich möglich, aber in meinem verständnis sind das keine ›gesten‹, denn sie beruhen auf übereinkunft; und damit sind sie zeichen und wörtern vergleichbar.

eine geste dagegen ist erstmal nur evokativ, sie eröffnet ein bedeutungsspektrum, aber sie denotiert nicht.

dieses bedeutungsspektrum öffnet sich über einen appell an unsere eigene körpererfahrung.

deshalb würde ich vorschlagen – in abgrenzung zum zeichen, auch in abgrenzung zum körperzeichen – nur dann von geste zu sprechen, wenn man das augenmerk darauf lenken will, dass hier eine kommunikation gemeint ist, deren gelingen oder misslingen auf diesem körperlichen ›kurzschluss‹ beruht und nicht auf einer konvention oder einer übereinkunft.

nach diesem verständnis ist eine **geste** auch kein symbol. eine solch verstandene geste wird in dem sinne auch nicht gelesen und es wird nichts dechiffriert. und dennoch wird etwas ›einsichtig‹.

eine solche **geste** ist auch keine körperliche interaktion wie eine umarmung, eine ohrfeige, ein streicheln, ein tritt, ein kuss etc., wenn sie auch in hohem maße auf den taktilen aspekten von sehen beruht.

der ›inhalt‹ einer solchen **geste** ist in hohem maße situativ und kontextbedingt; ihre ›lesbarkeit‹ ist auf evidenz gegründet und nicht auf einen code.

anscheinend beruht das verständnis einer **geste** auf spiegelung, wird der ›einstieg‹ durch nachahmung, durch nacherleben geleitet, so dass es sich letztlich wohl um einen resonanzvorgang handelt.

die geste triggert eine innervation, die ihrerseits ein bedeutungsfeld öffnet.

unabhängig vom willen des akteurs wird im zuseher eine erinnerung, ein motorisches muster aktualisiert,
das im abgleich mit der situation, im abgleich mit einem speziellen erwartungshorizont und der erinnerung...
zu einer gewissen ›sinn‹projektion führt.
dieser ›sinn‹ leuchtet auf, er wird schlagartig evident, und es ist dieses evidenzphänomen, das gestische kommunikation mit ästhetischer wahrnehmung und ästhetischer erkenntnis gemein hat.

darum ist dieser vorgang mit dem wort ›lesen‹ nicht korrekt bezeichnet:
denn wir können uns dieses ›lese-modus‹ nicht entziehen. er scheint teil des generellen phänomens ›bewegung‹ zu sein und tatsächlich ›lesen‹ wir offensichtlich dauernd.

und – wie bei bewegungsphänomenen üblich – ist es dabei nicht einmal notwendig, dass der ausführende an eine ›aussage‹ oder eine vermittlung denkt.

auch ohne aktiven ›sender‹ und ohne intendierten inhalt haben wir die möglichkeit etwas zu erfahren,
und unsere ›lese‹lust im verhalten anderer ist offensichtlich grenzenlos;
sie trifft tiere, pflanzen, gegenstände.

sollte man daher nicht davon ausgehen, dass geste weniger eine aktion als eine frage der rezeption und eines besonderen ›lese-modus‹ ist?

wann beginnen wir ein verhalten als **geste** zu ›lesen‹?

auf dem theater ist es einfach: man geht davon aus, dass alles auf der bühne mehr oder weniger kalkuliert ist und

von daher wird eine form und ein formwille behauptet oder inszeniert, der sich kaum unterlaufen läßt.

allein schon der ort funktioniert wie eine vitrine oder ein sockel, ein museum oder der white cube.

im film ist es noch klarer: die strenge blickführung, die das medium film auszeichnet, die optische und zeitliche kadrierung, läßt jede be-

wegung zusätzlich mit gestaltqualitäten auf.

es ist bekannt, dass im film noch die ›unbedeutendste‹ bewegung eine gestische qualität und damit einen entsprechenden bedeutungshof entfalten kann.

die berühmte zigarette danach, das spielen am whisky-glas, der gang einer person...

all das sind anspielungen an zustände, erfahrungen, die in der körperlichen verfaßtheit des jeweiligen zusehers gründen, es sind spuren der erinnerung.

und ausserhalb der sonderzone kunst?

was veranlasst uns von einer ›geste‹ zu reden, wie konstituiert sich der formgehalt eines verhaltens, so dass wir

plötzlich von einer ›geste‹ sprechen? was stellt im letztlich unendlichen bewegungskontinuum, das uns als eigenes oder fremder leute verhalten umgibt, eine zäsur her?

›the secret of what anything means to us depends on how we've connected it to all the other things we know that's why it is almost always wrong to seek the ›real meaning‹ of anything. a thing with just one meaning has scarcely any meaning at all.‹

(marvin minsky, 1988: 64)

damit uns ein verhalten in gestischer form entgegentritt, so dass wir darin die ›geste‹ entdecken und bezeichnen – bedarf es des zusammentreffens verschiedener komponenten:

eines akteurs mit einer gewissen artikulationsfähigkeit und einem bewegungsvokabular, das uns zumindest in teiläußerungen ebenfalls zur verfügung steht.

ohne einen ›appell‹ an unseren bewegungssinn erfolgt keine zuschreibung.

unser bewegungssinn ist allerdings sehr großzügig:

nehmen sie einen seestern. wenn er seine ›zacken‹ bewegt, dann hat das für uns die anmutung von armen und mancher würde sagen, er breitet seine arme aus.

wenn eine pflanze sich nach dem licht ausrichtet, sind wir versucht zu sagen: sie wendet sich dem licht zu.

wenn ein hund oder eine katze sich auf den rücken wirft, interpretieren wir – und wohl zurecht – wohlgefühl.

wenn ein ehemaliger bayerischer ministerpräsident beim erklimmen des

rednerpodiums stürzt, wird es vielleicht komplexer mit den zuschreibungen – aber der mechanismus ist der gleiche:
immer scheint die bewegung über ihren eigenen vollzug hinaus zu weisen – alles regt an zu einem gestischen ›lese-modus‹, sofern wir bereit sind.

eine **geste** hat damit ereignisqualität .
ob sich in der bewegung ein inhalt konstituiert, der sie zur geste macht, entscheidet sich im moment der aktion und des erschauens.
es liegt nahe, das gestische eher in einem besonderen ›lese-modus‹ begründet zu sehen als in einem speziellen aktionsmodus oder einer besonderen art von inszenierung. vielmehr ist es doch so, dass inszenierungen diesen ›lese‹-modus versuchen zu erzwingen.

somit läßt sich sagen:

gesten appellieren an das erleben und an das erlebte des zusehers.
sie können unabhängig von der intention des ausführenden sein.
ihre bedeutung verdanken sie einer art resonanz von akteur und zuseher.
damit erscheint wahrscheinlich, dass das phänomen geste ein übertragungsphänomen ist.
als solches unterscheidet es sich fundamental von einer kommunikation über zeichen und symbole.

›ob es sich um völker oder individuen handelt, das seltsamste problem ist das der kommunikation zwischen den menschen. alles verläuft, als ob sie möglich wäre, und alles verläuft, als ob sie unmöglich wäre.‹ (paul valéry an rainer maria rilke 1921)

Literatur

- Bataille, Georges (1999): Die innere Erfahrung. München: Matthes & Seitz
Minsky, Marvin (1988): The society of mind. New York: Touchston